

# Die Schäferinnenstunde

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **5 (1929)**

Heft 37

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833423>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und mit diesem Gebrüll, das keiner hört (denn in Wahrheit halte ich den Mund vor den Kohलगasen eisern verschlossen), stolpere ich, mit der Linken mich an der Mauer stützend, dem Ausgang des Tunnels entgegen, dreihundert Meter — — zweihundert — — fünfzig — — zwanzig — —

Dann scheint es nicht mehr zu gehen. Meine Lungen beginnen zu flattern. Ich breche zusammen, raffte mich aber noch einmal auf. Ueber das ganze Gesicht, den ganzen Körper, fühle ich, rinnt in Bächen schwarzer Schweiß.

Dann, ganz zuletzt, bevor mein Bewußtsein schwindet, gewahre ich irgendwo vorne ein mattglänzendes Licht. Gewahre, wie der Rauch wie aus einem riesigen Kamin ins Freie hinauszieht. Und dort, in all jenem Rauch, wie in einem brennenden Haus, steht ein Gespenst, eine Schildwache, meine, und brüllt, brüllt — — —

Ich vermag nicht zu verstehen.  
Wie ein Betrunkener, im Innersten vergiftet, stolpere ich ins Licht und dann einen Abhang hinab

Nach einer Viertelstunde\* hatte ich das Bewußtsein endlich wieder erlangt.

Ich lag auf einer grünen Wiese, die treue Schildwache kniete neben mir.

— Herr Leutnant! rief er, bitte mich zu erschießen!

— Erschießen? Sie?

— Ja, sagte er.

— Wieso?

— Weil ich, als ich den unangemeldeten Zug kommen hörte, den Tunnel nicht in die Luft gesprengt habe.

— Wieso?

— Dann, Herr Leutnant, wäre der Herr Leutnant

gestorben wie ein Mann, jetzt (er sah mich unglaublich mitleidig an) wie — wie ein Hund...

Ich starb aber nicht.

Nach fünf Tagen lief ich zum Regimentskommando und setzte durch: Schildwache am Kehrtunnel 3 zum Unteroffizier befördern!

Ich selber aber, so oft ich nach Jahren durch den nun elektrifizierten äußerst reinlich und ausgelüfteten Kehrtunnel nach Süden oder Norden durchfahre, stelle mir, die Stirne ans Fenster gepreßt, die Frage:

— Leben, oder — — —?

— Oder lieber lebendig begraben?

Doch: wer einmal den Tod sah, glaubt nachher nur um so stärker ans Leben!

# Die Schäferinnenstunde

VON ANDRÉ-MYCHO

Autorisierte Uebersetzung von Franz Hessel

(NACHDRUCK VERBOTEN)

Julien Galibois hatte in der Industrie ein paar Millionen gescheffelt und konnte nun endlich seinen Traum verwirklichen und Theaterstücke schreiben. In jungen Jahren hatte er es nicht ohne Glück mit dem Journalismus versucht, aber dann hatte ihn eine Zufallserbschaft an die Spitze einer Fabrik gestellt, was ihn ganz in Anspruch nahm.

Nun war sein Geschäft gut verkauft. Er zog auf den Montmartre und mischte sich unter das Künstler- und Literatenvolk, für das er schon immer eine heimliche Neigung gehabt hatte. Mit 63 Jahren schrieb er sein erstes Stück, einen Akt in Versen, der die Liebschaft eines futuristischen Dichters mit der Tochter eines Milchhändlers aus der rue Pigalle erzählte. Als ahnungsloser Neuling bot er sein Werk dem Théâtre-Français an und bekam vom Lektor in höflichster Form die Mitteilung, sein kleines Stück sei reizend, aber für den Rahmen des Staatstheaters zu leicht. Auch vom Odéon, an das er sich nun wandte und von diversen Boulevardbühnen wurde das Stück unter den verschiedensten Vorwänden unerbittlich abgelehnt.

Jetzt erst fiel dem Autor ein, woran er doch schon früher hätte denken können, daß er Millionär war und sich all das Warten und die Enttäuschungen ersparen konnte. Die Comédie Française wäre allerdings durch ein Paket Scheine nicht zu einer Aufführung des Montmartre-Idylls zu bestimmen gewesen, aber es findet sich doch immer in Paris ein Theater, das auf die Unterstützung zahlender Autoren und Schauspieler angewiesen ist. Das war der Fall bei dem «Tréteau Impérial», einer kleinen Bühne nah bei der Madeleine. Schnell wurde Galibois mit dem Direktor dieses Theaters über sein Stück einig. Titel: «Die Schäferinnenstunde!» Als nach zahllosen Proben, heftigen Diskussionen und dramatischen Auftritten endlich der Tag der Premiere kam, hatte Galibois für Saalmiete und dringende Arbeiten bereits 15,000 Franken vorgestreckt, die in Wahrheit dazu dienten, des Direktors dringende Schulden bei Lieferanten zu begleichen und seinen Weinkeller nachzufüllen.

Eine Stunde, bevor der Vorhang aufging, herrschte auf der Bühne noch die unbeschreiblichste Unordnung. Ernest, der Maschinist, der gleichzeitig als Regisseur, Bühnenleiter und Beleuchtungsarbeiter funktionierte, war ganz hilflos. Bei den Kulissen haperte es, der Vorhang ging nicht, und im Hintergrund standen noch die Sachen vom letzten Stück herum, während man vorn vor einem Lustwäldchen den Abend mit einer Operette eröffnete.

Der arme Galibois war auf eine Katastrophe gefaßt. Aber auf dem Theater läßt sich in einer Stunde viel machen. Der Vorhang ging schließlich ganz gut. Das erste Stück hatte richtigen Erfolg. Und nun sollte das von Galibois drankommen. In Hemdärmeln half der Verfasser Kulissen bauen. Während er mit Ernest eine Kommode balancierte, fragte er

den Maschinisten ängstlich: «Sind Sie sicher, es fehlt nichts?»

Ernest sah beleidigt drein: «Bei mir können Sie ganz ruhig sein, Herr Galibois, ich bin zweiundzwanzig Jahre in der Bude.»

Aber Galibois zog eine Liste aus der Tasche: «Ich will doch lieber nachprüfen. Ein Sessel?»

«Hier.»

«Ein Diwan mit Kissen? Haben Sie Kissen?»

«Acht Stück! Und neueste Mode!»

«Auf dem Kamin eine Standuhr. Mit einer Schäferin als Sujet.»

Ernest starrte. — «Eine Standuhr, sagen Sie?»

Galibois, bleich: «Sie haben keine?»

Ernest ließ den Arm sinken: «Zweiundzwanzig Jahre bin ich in der Bude, Herr Galibois. Es ist das erstmal, daß mir so etwas passiert.»

«Und natürlich bei meinem Stück. Sehr schmeichelhaft!... Also keine Uhr mit Schäferin?»

«Zu Hause hätte ich eine mit einem Christoph Columbus. Wenn das ginge...»

«Columbus!» (Er fuhr sich in die Haare.) Was tu ich mit Columbus, Mensch! Ohne die Uhr mit Schäferin ist mein ganzes Stück aufgeschmissen.»

«Na, wenn ein Stück von so etwas abhängt, kann es nicht gerade berühmt sein.»

«Ist das Ihre Sache? Wollen Sie Theaterkritiker werden und können nicht mal Kulissen schieben?»

«Wollen Sie mich lehren...?»

«Wo ist die Uhr?»

«Moment! Ich glaube, es gibt so eine bei einem Budiker rue Vignon.»

«Mit Schäferin?»

«Ja, sie hat sogar einen Rock mit Paniers und einen Hirtenstab mit Bändchen. Die letzte Kneipe rechts vom Boulevard. Ob die aber jetzt noch offen ist?»

«Ich renne hin,» rief Galibois. «Machen Sie inzwischen alles fertig. Und nicht den Vorhang aufziehen, ehe ich zurück bin.»

Wie ein Verrückter stürzte der Dramatiker fort aus dem Theater, ohne Hut, und hatte in der Eile den Rock des Maschinisten angezogen. Er fand zum Glück die Kneipe noch offen. Kein Gast. Die Wirtin allein, schlaftrunken am Buffet. Als sie den Schnaufenden kommen sah, fuhr sie zurück.

«Sie haben doch eine Uhr mit Schäferin?» fauchte der Eindringling.

«Wieso? Was ist denn?»

«Ich brauche sie um jeden Preis.»

Die Frau meinte, einen Einbrecher vor sich zu haben; sie rief nach ihrem Mann um Hilfe.

Bettblaß, in Unterhose und Flanellweste, kam der Wirt gestolpert.

«Was ist los?»

«Da will einer unsere Uhr!»

«Unsere Uhr?»

Der Wirt kreuzte die Arme.

«Sehen Sie mal zu, ob Sie sie kriegen, Sie!»

«Aber ich zahl ja dafür! Was soll's denn kosten?»

«Das ist was anderes.»

«Ist aber auch bestimmt eine Schäferin darauf?»

«Ja, gewiß. Aber, woher kennen Sie denn unsere Uhr?»

«Von dem Maschinisten vom Tréteau Impérial.»

«Von dem? So!»

Der Wirt drehte sich zu seiner Frau um.

«Du hast also Ernest in unser Schlafzimmer gelassen?»

«Ach, einmal, um das Schlagwerk zu reparieren,» sagte sie und wurde rot.

«Hast mir nie was davon gesagt!» Er ging auf sie zu.

«Verschieben Sie Ihre ehelichen Auseinandersetzungen. Die Zeit drängt. Ich brauche die Uhr für ein Stück, das in fünf Minuten gespielt wird.»

«Es ist ein Familienandenken,» sagte der Wirt. «Unter 500 Franken kann ich's nicht hergeben.»

«Gut. Fünfhundert.»

Mit dem kostbaren Requisit unterm Arm lief Galibois davon, gerettet, triumphierend. Aber an der Boulevarddecke stieß er auf ein Paar Schutzleute, die ihn anhielten.

«Hallo! alter Freund! Sie haben es wohl eilig?»

«Allerdings. Lassen Sie mich...»

«Halt! Was verstecken Sie da unterm Arm?»

«Nichts versteck ich, das ist eine Uhr, die ich soeben gekauft habe.»

«Sich den an!» sagte der eine Schutzmann zum andern, «der Herr kauft mitten in der Nacht Uhren.»

«Und läuft damit im Galopp davon.»

Was sollte der arme Galibois tun? Zu Erklärungen war keine Zeit. Und die da würden ihm doch nicht glauben.

Und inzwischen lärmte und trampelte schon das Publikum im «Tréteau Impérial» vor Ungeduld. Der Dramatiker war fassungslos. Statt zu verhandeln, lief er Hals über Kopf davon in der Richtung aufs Theater zu. Das war sein Verderben. Mit drei Sätzen hatten die Schutzleute ihn eingeholt und am Kragen. Ohne weiter auf seine Beteuerungen zu hören, schleppten sie ihn auf die Wache, wo er die Nacht verbrachte.

Nach einem Höllenlärm ging endlich der Vorhang vor der zu lange erwarteten «Schäferinnenstunde» in die Höhe. Ernest hatte für gut befunden, die Standuhr durch einen Wecker zu ersetzen. Und der — um das Unglück voll zu machen — fing im pathetischen Moment des Stückes zu wecken an. Ein tolles Gelächter. Man pfiiff die Schauspieler aus. Der Vorhang mußte herunter.

Galibois gab die dramatische Kunst enttäuscht auf. Der Direktor behielt seine 15,000 Franken.